

The background of the book cover is a painting of a landscape. It features rolling green hills in the foreground and middle ground, with a large, bright white sun or moon partially obscured by the horizon line. The sky is a deep, solid blue. The overall style is painterly and atmospheric.

EMILY ST. JOHN  
MANDEL

ROMAN

DAS MEER  
DER  
ENDLOSEN  
RUHE

ullstein 

Emily St. John Mandel  
DAS MEER DER ENDLOSEN RUHE



Emily St. John Mandel

# **DAS MEER DER ENDLOSEN RUHE**

Roman

Aus dem Englischen von  
Bernhard Robben

Ullstein

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)

Die Originalausgabe erschien 2022  
unter dem Titel *Sea of Tranquility*  
bei Alfred A. Knopf, New York



ISBN: 978-3-550-20215-5

© 2022 by Emily St. John Mandel

© der deutschsprachigen Ausgabe

2023 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Sabon Next

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

*Für Cassia und Kevin*





**Nachgeborene / 1912**





# 1

Edwin St. John St. Andrew, achtzehn Jahre alt, schleppt das Gewicht seines doppelheiligen Namens auf einem Dampfschiff über den Atlantik, steht auf dem Oberdeck, die Augen gegen den Wind zusammengekniffen: Mit behandschuhten Fingern umklammert er die Reling, erhofft ungeduldig einen ersten Blick auf das Unbekannte und versucht – endlich! – irgendetwas jenseits von Himmel und Meer zu erkennen, sieht aber nur Schattierungen von endlosem Grau. Er ist unterwegs zu einer neuen Welt. Er ist mehr oder weniger auf halber Strecke zwischen England und Kanada. *Man schickt mich ins Exil*, denkt er, weiß aber, wie melodramatisch das klingt, und dennoch, ein Hauch von Wahrheit schwingt darin mit.

Wilhelm der Eroberer zählt zu Edwins Vorfahren. Wenn sein Großvater stirbt, wird sein Vater Earl, und Edwin war auf zwei der besten Schulen des Landes, doch hat es für ihn daheim in England eigentlich nie eine Zukunft gegeben. Für einen Gentleman kommen nur wenige Berufe infrage, und Edwin hat sich für keinen davon interessiert. Der Landsitz der Familie geht an Gilbert, seinen ältesten Bruder, folglich wird er selbst nichts erben. (Niall, der mitt-

lere Bruder, lebt bereits in Australien.) Vielleicht hätte sich Edwin noch ein wenig länger in England halten können, doch vertritt er insgeheim radikale Ansichten, die ihm während einer Dinnerparty unerwartet über die Lippen kamen, was den Lauf seines Schicksals beschleunigt hat.

In einem Anfall von unbändigem Optimismus ließ Edwin auf der Schiffspassagierliste unter Beruf »Landwirt« eintragen. Während eines beschaulichen Augenblicks an Deck fällt ihm später ein, dass er in seinem Leben noch nie einen Spaten in der Hand gehalten hat.

## 2

In Halifax findet er eine Unterkunft am Hafen, eine Pension, in der er sich im ersten Stock ein Eckzimmer mit Blick über den Kai sichern konnte. Am ersten Morgen erwartet ihn vor seinem Fenster ein herrlich lebenspraller Anblick. Ein großes Handelsschiff ist eingetroffen und er ihm so nahe, dass er die gut gelaunten Flüche der Männer hören kann, die Fässer entladen, Säcke und Kisten. Wie eine Katze verbringt er einen Großteil des Tages damit, aus dem Fenster zu schauen. Er hatte vor, umgehend in den Westen aufzubrechen, aber es fällt so leicht, eine Weile in Halifax zu bleiben, und ihn überkommt eine Schwäche, die er schon sein Leben lang kennt: Edwin ist zu Taten durchaus fähig, neigt aber zu Tatenlosigkeit. Er sitzt gern am Fenster. Draußen sind Menschen und Schiffe in ständiger Bewegung. Er will nicht fort, also bleibt er.

»Ach, ich glaube, ich überleg mir nur meinen nächsten Schritt«, erklärt er der Besitzerin, als die behutsam nachfragt. Sie heißt Mrs Donnelly und stammt aus Neufundland. Ihr Akzent verwirrt ihn. Sie klingt, als sei sie aus Bristol *und* aus Irland, gleichzeitig, manchmal aber meint er

auch, Schottland herauszuhören. Die Zimmer sind sauber, und sie ist eine ausgezeichnete Köchin.

Matrosen drängeln in Wellen an seinem Fenster vorbei. Sie blicken nur selten hoch. Er genießt es, ihnen zuzusehen, wagt es aber nicht, sich ihnen zu nähern. Außerdem haben sie ja sich. Sind sie betrunken, legen sie einander einen Arm um die Schulter, und ihn packt quälende Eifersucht.

(Könnte er zur See fahren? Natürlich nicht. Er verwirft den Gedanken, sowie er aufkommt. Er hat einmal von einem Nachgeborenen gehört, der sich als Matrose neu erfand, aber Edwin ist durch und durch ein Mann des Müßiggangs.)

Er liebt es, die ankommenden Schiffe zu beobachten, Dampfschiffe, die in den Hafen einlaufen und deren Decks noch ein Hauch Europa anhängt.

Morgens unternimmt er einen Spaziergang und einen weiteren am Nachmittag, geht in die ruhigen Wohngegenden, durchstöbert auf der Barrington Street die Läden mit ihren gestreiften Markisen. Gern fährt er mit der Elektrischen bis zur Endstation und verfolgt auf der Rückfahrt den Wechsel von kleineren zu größeren Gebäuden bis hin zu den Geschäftshäusern der Innenstadt. Er liebt es, Dinge zu kaufen, die er eigentlich nicht braucht: einen Laib Brot, ein oder zwei Postkarten, einen Strauß Blumen. Und er ertappt sich bei dem Gedanken, dass es sich so leben ließe. So einfach könnte es sein. Keine Familie, keine Arbeit, nur

einige schlichte Vergnügungen und saubere Laken, in die man am Ende des Tages sinkt, regelmäßige Unterhaltszahlungen von daheim. Ein Leben in Einsamkeit kann überaus angenehm sein.

Er macht es sich zur Gewohnheit, jeden Tag Blumen zu kaufen, die er auf seine Anrichte in eine billige Vase stellt. Er verbringt viel Zeit damit, sie zu betrachten, wünscht sich, er wäre ein Künstler, könnte sie zeichnen und lernte dabei, sie deutlicher zu sehen.

Könnte er zeichnen lernen? Er hat Zeit und Geld. Die Idee ist so gut wie jede andere. Er beginnt, Erkundigungen einzuziehen, und er fragt Mrs Donnelly, die ihrerseits eine Freundin fragt, und kurze Zeit darauf befindet er sich im Salon einer Frau, einer gelernten Malerin. Er verbringt ruhige Stunden damit, Blumen und Vasen zu zeichnen, lernt Schattierungen und Proportionen. Die Frau heißt Laetitia Russell. Sie trägt einen Ehering, der Verbleib ihres Gatten ist jedoch unklar. Sie wohnt in einem sauberen Holzhaus mit drei Kindern und ihrer verwitweten Schwester, einer unaufdringlichen Anstandsdame, die in einer Ecke des Zimmers endlos Schals strickt, weshalb Edwin bis an sein Lebensende beim Klicken von Stricknadeln ans Zeichnen denkt.

Als Reginald eintrifft, wohnt er seit einem halben Jahr in der Pension. Wie er rasch merkt, neigt Reginald nicht zur Tatenlosigkeit. Reginald verfolgt Pläne, will gleich in den Westen aufbrechen. Er ist zwei Jahre älter als Edwin, dritter

Sohn eines Viscounts, ebenfalls Eton-Absolvent, und er hat schöne Augen, dunkelgraublaue Augen. Wie Edwin denkt er daran, ein Leben als Landwirt und Gutsbesitzer zu führen, im Unterschied zu Edwin aber hat er bereits konkrete Schritte unternommen, sein Ziel auch zu verwirklichen, und korrespondiert mit einem Mann, der eine Farm in Saskatchewan verkaufen möchte.

»Sechs Monate«, wiederholt Reginald beim Frühstück und kann es kaum fassen. Er bestreicht seinen Toast mit Marmelade, hält aber einen Moment inne, fast, als sei er sich nicht sicher, ob er richtig gehört hat. »Sechs *Monate*? Sechs Monate *hier*?«

»Ja«, antwortet Edwin unbekümmert. »Sechs überaus angenehme Monate, wie ich ergänzen möchte.« Er versucht, Mrs Donnelly's Blick aufzufangen, doch die konzentriert sich ganz und gar darauf, Tee einzuschenken.

»Interessant.« Reginald verstreicht wieder Marmelade. »Ich nehme nicht an, wir hoffen, bald wieder nach Hause gerufen zu werden, oder? Klammern uns an den Rand des Atlantiks, bleiben König und Vaterland so nahe wie möglich?«

Das versetzt ihm einen leichten Stich, weshalb Edwin, als Reginald sich eine Woche später auf den Weg in den Westen macht, seine Einladung annimmt und ihn begleitet. Sich regen bringt Segen, denkt Edwin, als der Zug die Stadt verlässt. Sie haben Erste Klasse in diesem reizvollen Zug gebucht, in dem es ein Postamt und einen Friseur gibt, weshalb Edwin eine Karte an Gilbert schreibt und sich das Haar schneiden lässt sowie eine warme Rasur ge-

nießt, während er vor dem Fenster Wälder und Seen und kleine Städte vorbeiziehen sieht. Als der Zug in Ottawa hält, steigt Edwin nicht aus, sondern bleibt an Bord und skizziert die Umrisse des Bahnhofs.

Die Wälder und Seen und kleinen Städte weichen Prärien. Die Prärien sind anfangs interessant, dann ermüdend, dann beunruhigend. Es gibt zu viele davon, das ist das Problem. Der Maßstab stimmt nicht. Der Zug kriecht wie ein Tausendfüßler durch endloses Gras. Edwin kann von Horizont zu Horizont sehen und fühlt sich schrecklich exponiert.

»Das ist das wahre Leben«, sagt Reginald, als sie endlich angekommen sind und er in der Tür seines neuen Farmhauses steht. Die Farm liegt einige Kilometer außerhalb von Prince Albert. Sie ist ein Meer aus Schlamm. Reginald hat sie ungesehen von einem resignierten Engländer Ende zwanzig gekauft – noch ein Nachgeborener, wie Edwin unwillkürlich annimmt –, der hier gründlich gescheitert und zurück nach Ottawa zu einem Schreibtischjob gefahren ist. Edwin merkt Reginald an, dass er sich große Mühe gibt, nicht an diesen Mann zu denken.

Kann ein Haus vom Scheitern heimgesucht sein? Als Edwin das Farmhaus betritt, fühlt er sich gleich unbehaglich, also bleibt er auf der vorderen Veranda. Es ist ein gut gebautes Haus – der Vorbesitzer war einmal vermögend –, doch auf eine Weise bedrückend, die Edwin nicht recht erklären kann.



»Hier ... gibt es ziemlich viel Himmel, nicht?«, wagt Edwin sich vor. Und ziemlich viel Schlamm. Eine wirklich erstaunliche Menge Schlamm. Er glitzert in der Sonne, soweit das Auge reicht.

»Nur Weite und frische Luft«, erwidert Reginald und schaut zum grässlich ungebrochenen Horizont. Verschwommen in der Ferne vermag Edwin ein weiteres Farmhaus zu erkennen. Der Himmel ist von einem aggressiven Blau. An diesem Abend essen sie hart gekochte Eier – das Einzige, was Edwin zubereiten kann –, außerdem Pökelfleisch. Reginald wirkt bedrückt.

»Ist ziemlich harte Arbeit, so ein Leben als Landwirt, oder?«, sagt er nach einer Weile. »Körperlich anstrengend.«

»Davon gehe ich aus.« Edwin hat sich in der Neuen Welt stets als Landwirt und Gutsbesitzer gesehen – eine grüne Landschaft mit, nun ja, irgendeinem nicht weiter spezifiziertem Getreide, ordentliche, aber riesige Flächen –, in Wahrheit aber hat er nie viel darüber nachgedacht, was für Arbeit genau dazugehört. Sich um Pferde kümmern, nahm er an. Ein bisschen Gartenarbeit. Felder umgraben. Aber was dann? Was passiert eigentlich mit Feldern, wenn man sie umgegraben hat? Wonach gräbt man?

Er glaubt, sich auf den Rand eines Abgrunds zuzubewegen. »Reginald, alter Freund«, sagt er, »irgendeine Ahnung, was man anstellen muss, um in diesem Haus etwas zu trinken zu bekommen?«

»Man *erntet*«, sagt sich Edwin nach dem dritten Glas. »Das ist das richtige Wort dafür. Man gräbt um, dann sät man aus, dann erntet man.«

»Man erntet was?« Reginald hat so eine angenehme Art, wenn er betrunken ist, beinahe als wäre er durch nichts aus der Ruhe zu bringen. Er lehnt sich auf seinem Stuhl zurück, lächelt in die leere Luft.

»Tja, das genau ist die Frage, nicht?«, sagt Edwin und schenkt sich ein weiteres Mal ein.

### 3

Nachdem sie einen Monat lang zusammen gezecht haben, lässt Edwin Reginald auf seiner neuen Farm allein und fährt weiter nach Westen, um sich mit Thomas zu treffen, einem Schulfreund seines Bruders Niall, der diesen Kontinent in New York betrat und gleich weiter nach Westen zog. Die Zugfahrt durch die Rocky Mountains ist atemberaubend. Wie ein Kind presst Edwin die Stirn ans Fenster und schaut mit offenem Mund. Was er sieht, ist überwältigend. Vielleicht hat er es drüben in Saskatchewan mit dem Trinken ein wenig übertrieben. Er beschließt, in British Columbia ein besserer Mensch zu werden. Das Sonnenlicht schmerzt in den Augen.

Nach all der wilden Pracht ist es ein eigenartiger Schock, die friedlichen, hübschen Straßen von Victoria zu sehen. Überall sind Engländer, als er den Zug verlässt, ihn umgibt der Akzent seiner Heimat. Hier, denkt er, könnte ich es eine Weile aushalten.

Edwin trifft Thomas im Stadtzentrum in einem sauberen kleinen Hotel, in dem er das beste Zimmer belegt hat; unten im Restaurant bestellen sie Tee und Scones. Sie ha-

ben sich drei, vier Jahre nicht gesehen, aber Thomas hat sich kaum verändert. Dieselbe rötliche Haut wie schon als Kind, die ihn immerzu aussehen lässt, als käme er gerade vom Rugbyfeld ins Haus. Er versucht, in Victorias Geschäftswelt Fuß zu fassen, bleibt aber unbestimmt, als Edwin ihn fragt, in welcher Sparte er sich versuchen will.

»Und wie geht's deinem Bruder«, fragt Thomas, womit er das Thema wechselt. Niall ist gemeint.

»Der probiert es in Australien«, sagt Edwin. »Ist offenbar ganz zufrieden, jedenfalls den Briefen nach zu urteilen.«

»Nun, das ist mehr, als die meisten von uns behaupten können«, sagt Thomas. »Zufrieden zu sein ist nicht gerade wenig. Was treibt er denn da unten?«

»Versäuft seine Unterhaltszahlungen, nehme ich an«, sagt Edwin, was nicht gerade gentlemanlike, aber vermutlich die Wahrheit ist. Sie sitzen an einem Tisch am Fenster, und sein Blick wandert immer wieder hinaus zu den Geschäften entlang der Straße, zur unergründlichen Wildnis – in der Ferne sichtbar – und zu den am Stadtrand dräuenden, düster aufragenden Bäumen. Dass diese Wildnis zum britischen Königreich gehören soll, ist ein irgendwie lächerlicher Gedanke, den er rasch wieder unterdrückt, da er ihn an seine letzte Dinnerparty in England erinnert.

## 4

Die letzte Dinnerparty begann durchaus reibungslos, Ärger kam erst auf, als sich das Gespräch wie immer und jedes Mal der unvorstellbaren Pracht Britisch-Indiens zuwandte. Edwins Eltern waren auf dem Subkontinent geboren worden, Indien-Babys, englische Kinder, erzogen von indischen Kindermädchen – »Wenn ich mir auch nur noch ein Wort über ihre gottverdammte Ayah anhören muss«, hatte Edwins Bruder Gilbert einmal gebrummelt, den Satz aber nie beendet – und mit Geschichten über ein fernes Großbritannien aufgewachsen, das sie, wie Edwin unterstellte, ein wenig enttäuschend fanden, als sie es mit Anfang zwanzig zum ersten Mal mit eigenen Augen sahen. (»Mehr Regen als gedacht«, war alles, was Edwins Vater dazu sagte.)

Es war noch eine weitere Familie bei dieser letzten Dinnerparty zugegen, die Barretts, ähnlicher Hintergrund: John Barrett war Kommandant der Royal Navy gewesen, und Clara, seine Frau, hatte ihre ersten Jahre ebenfalls in Indien verbracht. Sie wurden von Andrew begleitet, ihrem ältesten Sohn. Den Barretts war durchaus bekannt, dass Britisch-Indien bei einem Abend mit Edwins Mutter zu den unvermeidlichen Themen gehörte, als alte Freunde

wussten sie aber auch, dass sich das Gespräch gewiss anderem zuwendete, sobald sich Abigail Britisch-Indien von der Seele geredet hatte.

»Wisst ihr, ich muss oft daran denken, wie schön Britisch-Indien war«, sagte die Mutter. »Diese Farben, wirklich erstaunlich.«

»Die Hitze aber war doch recht bedrückend«, erwiderte Edwins Vater. »Jedenfalls gehört sie zu dem, was ich nicht vermisste, seit wir hergezogen sind.«

»Ach, so *schrecklich* bedrückend fand ich die eigentlich nie.« Edwins Mutter hatte diesen entrückten Ausdruck im Gesicht, ihre Britisch-Indien-Miene, wie Edwin und seine Brüder sie nur nannten. Abigail verströmte dann eine gewisse Vagheit, die verriet, dass sie nicht länger unter ihnen weilte; vermutlich ritt sie auf einem Elefanten, schlenderte durch einen Garten mit tropisch-üppiger Blumenpracht, bekam Gurken-Sandwiches von ihrer gottverdammten Ayah serviert oder weiß der Himmel was.

»Die Einheimischen wohl auch nicht«, wandte Gilbert sanft ein, »ich schätze, das Klima dort ist eben nichts für jeden.«

Was veranlasste Edwin, in eben diesem Moment den Mund aufzumachen? Noch Jahre später fragte er sich das, im Krieg, im Todesgrauen und der Langeweile der Schützengräben. Manchmal weiß man erst, dass man eine Granate werfen wird, wenn man den Sicherungsstift bereits gezogen hat.

»Es deutet vieles darauf hin, dass sie die Briten weitaus bedrückender als die Hitze finden«, sagte Edwin. Er warf einen Blick hinüber zu seinem Vater, doch der wirkte wie

erstarrt, das Glas auf halbem Weg zwischen Tisch und Mund.

»Darling«, sagte seine Mutter, »was um alles in der Welt soll denn das bedeuten?«

»Sie wollen uns dort nicht«, sagte Edwin. Er sah sich am Tisch um, sah die stumm starrenden Gesichter. »Fürchte, da gibt es nicht viel zu deuteln.« Mit Verwunderung lauschte er der eigenen Stimme, die von weit her zu kommen schien. Gilbert fiel die Kinnlade herunter.

»Junger Mann«, sagte sein Vater, »wir haben diesen Leuten nur ein wenig Zivilisation gebracht ...«

»Und doch drängt sich der Eindruck auf«, erwiderte Edwin, »dass sie im Großen und Ganzen wohl ihre eigene vorgezogen hätten. Ihre eigene Zivilisation, meine ich. Sind ja auch eine Weile gut ohne uns zurechtgekommen, nicht wahr? Mehrere Tausend Jahre sogar.« Ihm war, als läge er gefesselt auf dem Dach eines dahinrasenden Zuges! Eigentlich wusste er nur wenig über Indien, erinnerte sich aber daran, wie schockierend er als Junge Berichte über den Aufstand von 1857 gefunden hatte. »Will uns denn irgendwer *irgendwo*?«, hörte er sich fragen. »Wie können wir nur glauben, dass uns diese weit entfernten Länder gehören?«

»Weil wir sie *erobert* haben, Eddie«, sagte Gilbert nach kurzem Schweigen. »Man darf annehmen, dass auch die Eingeborenen Englands vor zweiundzwanzig Generationen nicht einhellig von der Ankunft unseres Urururgroßvaters begeistert waren, aber nun, die Geschichte gehört nun mal den Siegern.«

»Wilhelm der Eroberer, das war vor tausend Jahren, Bert. Wir bemühen uns doch gewiss, ein wenig zivilisierter als

dieser irrsinnige Enkel eines brandschatzenden Wikingers aufzutreten, nicht wahr?«

Edwin hörte auf zu reden. Alle am Tisch starrten ihn an.

»Dieser irrsinnige Enkel eines brandschatzenden Wikingers«, wiederholte Gilbert leise.

»Man muss allerdings, denke ich, dankbar dafür sein, dass wir eine christliche Nation sind«, sagte Edwin. »Man stelle sich nur vor, was für ein Blutbad wir in den Kolonien angerichtet hätten, wenn wir keine Christen wären.«

»Bist du ein Atheist, Edwin?«, wollte Andrew Barrett wissen und schien ehrlich interessiert.

»Ich weiß nicht so genau, was ich bin«, erwiderte Edwin.

Die Stille, die darauf folgte, war womöglich die unangenehmste Stille, die Edwin in seinem Leben je zu erdulden hatte, dann aber ergriff sein Vater das Wort, sehr leise. Wenn Edwins Vater wütend war, besaß er die Eigenart, mit einem Halbsatz zu beginnen, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. »Jeder Vorteil, den du in diesem Leben hattest«, sagte sein Vater. Alle schauten ihn an. Wie für ihn typisch hob er aufs Neue an, nur ein wenig lauter und mit tödlicher Besonnenheit: »Jeder Vorteil, den du in diesem Leben genossen hast, Edwin, geht in der einen oder anderen Weise auf die Tatsache zurück, dass du von ihm abstammst, diesem, wie du es so eloquent formuliert hast, *irrsinnigen Enkel eines brandschatzenden Wikingers*.«

»Natürlich«, sagte Edwin. »Es hätte ja um so vieles schlimmer kommen können.« Er hob das Glas. »Auf Wilhelm, den Bastard.«

Gilbert entfuhr ein nervöses Lachen. Niemand sonst gab einen Laut von sich.



»Ich muss mich entschuldigen«, sagte Edwins Vater an die Gäste gewandt. »Dem äußeren Anschein nach könnte man meinen jüngsten Sohn durchaus für einen erwachsenen Menschen halten, aber wie es scheint, ist er noch ein Kind. Auf dein Zimmer, Edwin. Für den heutigen Abend haben wir mehr als genug von deiner Anwesenheit.«

Edwin erhob sich formvollendet vom Tisch und sagte: »Ich wünsche allerseits eine gute Nacht«, ging zur Küche, um sich ein Sandwich aufs Zimmer bringen zu lassen – der Hauptgang war noch nicht aufgetragen worden –, und zog sich zurück, um sein Urteil zu erwarten. Es kam kurz vor Mitternacht und kündigte sich mit einem Klopfen an der Tür an.

»Herein«, sagte er. Er hatte am Fenster gestanden und gereizt einen vom Wind geschüttelten Baum betrachtet.

Gilbert trat ein, zog die Tür zu und drapierte sich in den alten, fleckigen Lehnstuhl, der zu Edwins geschätztesten Besitztümern gehörte.

»Was für eine Vorstellung, Eddie.«

»Ich habe keine Ahnung, was ich mir dabei gedacht habe«, sagte Edwin. »Aber nein, das stimmt nicht. Ich weiß es sehr wohl und bin mir absolut sicher, dass ich mir rein gar nichts dabei gedacht habe. Da war eine Leere in meinem Kopf.«

»Geht es dir nicht gut?«

»Ach was, mir ist es nie besser gegangen.«

»Muss ziemlich aufregend gewesen sein«, sagte Gilbert.

»Ehrlich gesagt, das war es. Ich kann nicht behaupten, dass ich es bedaure.«

Gilbert lächelte. »Du wirst nach Kanada fahren«, sag-

te er sanft. »Vater trifft die entsprechenden Vorbereitungen.«

»War doch schon lange klar, dass ich nach Kanada fahre«, sagte Edwin. »Geplant ist die Reise für nächstes Jahr.«

»Nun wird sie wohl etwas früher beginnen.«

»Um wie vieles früher, Bert?«

»Nächste Woche.«

Edwin nickte. Ihn überkam ein leichtes Schwindelgefühl. Die Atmosphäre im Zimmer hatte sich unmerklich verändert. Er würde in eine unfassbare Welt aufbrechen, und dieses Zimmer wich bereits in die Vergangenheit zurück. »Nun gut«, sagte Edwin nach einem Moment, »wenigstens werde ich nicht mit Niall auf ein und demselben Kontinent sein.«

»Und schon geht's wieder los«, sagte Gilbert. »Sagst du eigentlich immer, was dir gerade in den Kopf kommt?«

»Sehr empfehlenswert.«

»Weißt du, wir können nicht alle so leichtsinnig sein. Manche von uns tragen Verantwortung.«

»Womit du einen Titel meinst und das Erbe dieses Anwesens«, sagte Edwin. »Was für ein grässliches Schicksal. Ich werde später noch um dich weinen. Erhalte ich dieselbe monatliche Zuwendung wie Niall?«

»Ein bisschen mehr. Nialls ist ja nur als zusätzliche Unterstützung gedacht. Deine aber ist an eine Bedingung geknüpft.«

»Die da wäre?«

»Du darfst eine Weile nicht nach England zurück«, sagte Gilbert.

»Exil«, sagte Edwin.

»Ach, sei nicht so melodramatisch. Dass du nach Kanada fährst, wusstest du doch schon längst, wie du ja selbst gesagt hast.«

»Und was versteht er unter ›eine Weile‹?« Edwin wandte sich vom Fenster ab und sah seinen Bruder an. »Ich dachte, ich könnte nach Kanada fahren, dort irgendwie Fuß fassen und dann regelmäßig auf Besuch nach Hause kommen. Was genau hat Vater gesagt?«

»Ich fürchte, die genaue Wortwahl, so wie ich mich daran erinnere, lautete: ›Sag ihm, er soll sich verdammt noch mal von England fernhalten.‹«

»Tja, das ist wohl ziemlich ... unmissverständlich.«

»Du weißt, wie Vater ist. Und Mutter hält natürlich zu ihm.« Gilbert stand auf, blieb aber an der Tür noch einen Moment stehen. »Lass ihnen Zeit, Eddie. Es würde mich wundern, wenn dein Exil von Dauer sein sollte. Und ich werde auch noch ein bisschen auf sie einwirken.«

## 5

In Edwins Augen besteht das Problem von Victoria darin, dass es zu sehr wie England aussieht, ohne England zu sein. Die Stadt gleicht einer weit entfernten Simulation Englands, wirkt wie ein auf nicht vollends plausible Weise über die Landschaft gelegtes Aquarell. An Edwins zweitem Abend in der Stadt nimmt Thomas ihn mit in den Union Club. Zu Beginn ist es vergnüglich, eine Prise Zuhause, Stunden verfliegen in der angenehmen Gesellschaft einiger Herren aus heimischen Gefilden und einiger Gläser wahrlich außergewöhnlichen Single Malts. Manche der Älteren leben schon seit Jahrzehnten in Victoria, und Thomas bevorzugt ihre Gesellschaft. Er sucht ihre Nähe, fragt sie nach ihrer Meinung, hört aufmerksam zu, schmeichelt ihnen. Ein peinlicher Anblick. Thomas erhofft sich anscheinend, als verlässlicher Mann wahrgenommen zu werden, als jemand, mit dem man Geschäfte machen kann, doch findet Edwin es unübersehbar, dass die Älteren nur höflich sein wollen. Sie interessieren sich nicht für Leute von außerhalb, selbst wenn sie aus dem richtigen Land stammen, die richtigen Vorfahren haben, den richtigen Akzent sprechen und auf die richtigen Schulen gegangen sind. Es ist eine geschlossene Gesellschaft, die Thomas nur

bis an ihre Ränder vorlässt. Wie lange wird er in diesem Klub bleiben und seine Runden drehen müssen, ehe sie ihn akzeptieren? Fünf Jahre? Zehn? Tausend?

Edwin kehrt Thomas den Rücken zu und geht ans Fenster. Sie sind im dritten Stock, der Blick geht auf den Hafen, das letzte Licht versiegt. Er fühlt sich ruhelos und unbehaglich. Hinter ihm erzählen sich Männer Geschichten über sportliche Triumphe und ereignislose Reisen mit dem Dampfschiff nach Quebec, Halifax oder New York. »Ist das zu glauben«, sagt jemand hinter ihm, der über die letztere Stadt ins Land gekommen ist, »meine arme Mutter war der festen Ansicht, dass New York noch zum Commonwealth gehört.«

Zeit vergeht, über dem Hafen breitet sich die Nacht aus; Edwin gesellt sich wieder zu den anderen Männern.

»Die wirklich beklagenswerte Nachricht aber ist doch die«, sagt jemand tief versunken in einem Gespräch darüber, was es bedeutet, zum Schlag der Abenteurer zu gehören, »dass es für unsereins in England keine richtige Zukunft mehr gibt, oder?«

Ein nachdenkliches Schweigen senkt sich über die Gruppe. Diese Männer sind allesamt Nachgeborene, schlecht auf ein Arbeitsleben vorbereitet und nicht erbberechtigt. Zu seiner eigenen Überraschung hebt Edwin sein Glas.

»Auf das Exil«, sagt er und trinkt. Missbilligendes Murmeln wird laut: »Ich würde das hier ja nicht gerade *Exil* nennen«, sagt jemand.

»Auf eine neue Zukunft, Gentlemen, in einem neuen und fernen Land«, sagt Thomas, stets ganz der Diplomat.

Später sieht ihn Thomas wieder am Fenster stehen.

»Weißt du«, sagt er. »Es könnte sein, dass ich im Vorbeigehen das eine oder andere über eine Dinnerparty aufgeschnappt habe, war mir bislang aber nicht sicher, ob ich wirklich glauben sollte, was ich gehört habe.«

»Ich fürchte, die Barretts sind unverbesserliche Plaudertaschen.«

»Und ich fürchte, ich habe von diesem Ort genug«, sagt Thomas. »Anfangs habe ich gedacht, ich könnte hier meine Zelte aufschlagen, aber wenn man England schon verlässt, dann spricht doch einiges dafür, es auch wirklich zu verlassen.« Er dreht sich zu Edwin um. »Ich habe vor, weiter nach Norden zu reisen.«

»Wie weit nach Norden?« Edwin quält eine besorgniserregende Vision von Iglus auf gefrorener Tundra.

»Nicht sehr weit. Bis rauf nach Vancouver Island.«

»Gibt es da Aussichten für dich?«

»Das Sägewerk eines Onkels von einem meiner Freunde«, sagt Thomas. »Vor allem aber die Wildnis. Sind wir nicht deshalb hier? Um der Wildnis unseren Stempel aufzudrücken?«

Was, wenn man stattdessen in der Wildnis verschwinden wollte? Ein seltsamer Gedanke eine Woche danach auf dem Schiff gen Norden, einem Dampfer, der die zerklüftete Küste der Westseite von Vancouver Island entlangfährt. Die Landschaft steinige Strände, Wälder, dahinter aufragende Berge. Und plötzlich weicht der raue Fels einem weißen Sandstrand, der längste, den Edwin je gesehen hat. Er sieht Dörfer am Ufer, aufsteigenden Rauch und hier